

## Sine Menschenfreundin.

Skizze von Hermine von Preußen.

Sie hat meiner ersten Lebensstunde beigewohnt und sie war bei uns bis zu meinem sechsten Jahre, bis das Erscheinen einer kleinen Schwester plötzlich in meinen Eltern den Wunsch rege machte nach einer fetteren Kinderfrau, nach einer französischen Nonne. Und so ging sie, „unser Lieschen“, und heiratete bald darauf einen älteren wohlhabenden Mann, den Gefängniswärter Nummerich. — „Lieschen Nummerich“ hieß sie nun in unserer ganzen Familie und „Lieschen Nummerich!“ riefen wir Kinder jubelnd, wenn sie, was oft geschah, „ihre Kinder“ besuchte und ihnen heimlich ein Stück Kirchenkuchen austopfte. Sie trug dann stets einen Kaputtputz und ein Tornblumenblaues Kleid, das sich freilich in den letzten Jahren in düsteres Schwarz verwandelt, was sie wohl ihrer Würde und Stellung nach spärlicher für angemessener hielt. Eine weinerliche Stimme hatte sie und sprach wie ein Mädchen. So sehr meine Mutter ihre Anhänglichkeit schätzte, so wurden ihr doch die häufigen Besuche mit dem endlosen Redeschwall, in dem sich Lieschen Nummerich in Klagen über ihren Mann erging, zur Pein. Wir aber freuten uns, wenn die Gute erschien und wählten schon zum Voraus, was sie in dem biden, zeitungspapierumwickelten Paket für uns verborgen. „Lieschen Nummerich“ muß zur Kirche gehen“, sagte ich einst zu meiner Mutter, „denn sie uns so häufig Kuchen mitbringen kann.“ — Sie nahm dann aber stets willig eine kleine Gegendabe, in Zucker, Kaffee oder ein- abgelegten Kleidungsstück bestehend, in Empfang.

Kinder hatte sie nicht und „mein Nummerich“, wie sie mit ihrer dünnen, hohen Thronensitze zu sagen pflegte, machte ihr häufig mehr zu schaffen. Sie hatte nach und nach sämtliche Wäsche der Sträuflinge übernommen und sah auch sonst viel beschäftigt, wie sie uns aufsporgenden Kindern die und da geheimnisvoll andeutete. Und der Kirchenkuchen kam Jahr um Jahr, zu den unwahrscheinlichsten und dicht hintereinander gedrängtesten Zeitpunkten. Bald war es aus Grieschem, Griesdorf oder Niederbeerenbach, bald aus Bestungen oder ihrer Heimat Wredenbach. „Ich begreife gar nicht, Lieschen, wie Du in deinem Alter noch so vergnügungssüchtig sein kannst, Deinen armen, kranken Mann so oft allein zu lassen“, hörte ich meine Mutter eines Tages zu ihr sagen. Sie lachte. „Mein Nummerich braucht mich ja nicht, er ist froh, wenn ich etwas verdiene.“ — „Etwas verdienen?“ frag meine Mutter erstaunt. Doch das Lieschen sprach geschickt zu einem andern Gesprächsstoff über und jammerte über die Zeit, die ihr schon seit ein paar Jahren gelähmter und längst pensionierter Mann ihr bereite, der nun immer mehr sich an den Brandwein gewöhne. Und nun stöß der Redestrom unermüdlich weiter und meine Mutter war froh, als sie endlich, nachdem sie die „Kinnercher“ abgeschmeckt (wir pukten uns danach jedesmal den Mund), zur Thüre hinaus war.

So verging Jahr um Jahr. Bei Nummerich hatte sich ein regelmäßiges delirium tremens ausgebildet, oder „Delirium“, wie Lieschen sagte, die eine Tafel mit der Inschrift Spital, in das sie ihren Mann geschickt, über dessen Besuche hatte anbringen lassen.

Sie kam nach wie vor mit ihrem Kirchenkuchen. Bei meiner Mutter hatte sich allgemach eine tiefe Abneigung gegen die einflüster treue Kinderfrau entwickelt. Das thörichte Klagen und Barmherzigen, die Eier, mit der Lieschen die geringste Gabe entgegennahm, veranlaßten sie, zu behaupten, die Ehe habe auch bei diesem ein- so grundguten Gehilfen den Charakter verlohren. Ja, die Ehe!

„Ich Kinder aber freuten uns stets gleich über den Kuchen, der freilich fonderbarer Weise manchmal etwas nach Wehrauch schmeckte. Einmal schien es, als wenn der süße Genuß darauf mit Salzwasser beneht worden sei. Doch er schmeckte uns dennoch.

Mein Nummerich starb. Lieschen zog aus dem Gefängniswärterhäuschen, in dem ihren Mann, auch nach seiner Pensionierung, zwei kleine Zimmer verblieben waren, in die Döhlengasse und nahm eine eben erwachsene Nichte zu sich. Sie habe viel zu thun, mit Nähen und Waschen, meinte sie. Als meine Mutter ihr eines Tages anbot, auch unsere Wäsche zu übernehmen, da die seit Jahren für uns arbeitende Frau geordnet war, lehnte Frau Nummerich dies kurz ab. Das bringe Unglück, meinte sie und lachte.

Meine Mutter sah sie groß an; da sie aber keine Ehre darin setzte, sich in die Irrgänge von Lieschens Seele zu vertiefen, so ließ sie diese Aeußerung auf sich beruhen.

Es schien der Wittve übrigens gut zu gehen. Sie hielt sich sämtliche Zeitungen der Stadt, das Wochenblatt, den Kreisanzeiger, die Volkszeitung und die B... Blätter, und pflegte die Letztere morgens im Bett, an das ihr die Nichte einen mächtigen, gefüllten Kaffeeputz stellen mußte. Sie blieb auch darin liegen, bis sie irgend

eine Nachricht in den Zeitungen las, die ihr zu thun gab, wie sie lachend erklärte. Nun, es wird eine Anzeige sein, daß in einer Familie Missethat oder Wäsche zu verbergen sei, dachten wir alle.

So schwanen wieder ein Paar Jahre. Unser Lieschen ging jetzt zusehends in die Breite und ihre stets harten Züge wurden noch malstiver. Die maublanen Augenlein oder blühen noch eben so grell wie ehedem und das Organ meinte oder schrillte ganz wie früher.

Ich war eben erwachsen, da starb eine unverheiratete Schwester meines Vaters, die mit uns zusammen wohnte, rath und unratwerter. Es war der erste, wirkliche Schmerz meines Lebens, ich hatte sie sehr lieb gehabt. Wir waren alle sehr erschüttert und mein Vater deutete gerade mit Thränen im Auge auf die betreffende Todesanzeige im Wochenblatt, als rath und energisch draußen die Klingel gezogen ward.

Da die Diensthöten ausgeschickt waren, ward ich selber nach einigen Besinnen an die Thür gefandt.

Lieschen Nummerich stand vor mir, ganz erstickt und außer Athem von dem kalten Gang; einen großen schwarzen Hut mit langem Kreppschleier auf dem Kopf und ohne jedes Kuchepaket in den Händen.

„Da bin ich“, sagte sie leudend, „ich hoffe, die Mama verzeiht mich, unserer alten Freundschaft halber.“

„Sie kann Dich heut' nicht sehen, meine Tante ist gestorben“, sagt' ich und brach in Thränen aus beim Erwähnen an die gute Tante Lene, die droben so fleiß und kalt in ihrem Bette lag, mit einem früher nie an ihr gekommten Ausdruck selbsteigenen Staunens in den sonst so milden Zügen.

„Ja, habt Ihr denn schon eine andere?“ frag Lieschen aufgeregt; „ich hab' mich so furchtbar geelst; die Anzeige lesen und aus dem Bett springen, die Kleider überzuwerfen, was eins. Nicht einmal meinen Kaffee konnt' ich zu Ende trinken, den mir die Dien' freilich später als sonst gebracht, weil sie gestern noch bis in die Nacht hinein am dem Zug für Frau Wegger Bauer zu nähen gehabt, deren Söhnchen überfahren worden ist. Sie wollte alle Schritte doppelt genßt haben, damit dem Kleinen bei der Auferstehung droben im Himmel mit ihrem Unterzeug ja kein Unglück passiere und die Träger an den Füßchen auch fest hielten. Du lieber Gott, Du lieber Gott, als mein Nummerich noch lebte. . . Und wenn's bei Euch bis morgen Zeit gehabt hätte, dann hätte ich Euch auch wieder Kirchenkuchen vom Flannerts mitgebracht.“ Dabei begann sie wieder zu lachen und ihre Mäusaugen blinzelte.

Noch immer lag ich Sie verblühdlos an. „Aber habt Ihr denn schon eine andere?“ begann sie abermals ängstlich. „Das sollte mir doch Deine Mutter nicht antun, das würde mich so schwer kränken, und der gute Verdienst!“

„Aber was denn, was willst Du denn, welche andere meinst Du?“ entgegnete ich fast bellommen.

„Nun, die Weidenfrau, die Weidenfrau aus Eurem Quartier“, meinte sie brutal. „Ich habe mich doch so geelst, und eine vornehme Kundschafft könnte mir so nützlich sein. So getreut habe ich. . .“ Sie brach verwirrt ab, sie mochte mich doch nicht allzu deutlich ihre Freude über den guten Todesfall merken lassen. — Ich aber ging eilends hinein. „Die Weidenfrau!“ Welcher konnte ich nichts sagen. Lieschen Nummerich folgte auch schon auf dem Fuße und ward von Allen mit starrern Stauern betrachtet.

„Aber wo ist sie denn?“ fragte endlich mein Vater.

Lieschen, die es drinnen anfänglich der Situation angemessen gefunden, ein ernstes Schweigen zu wahren, brach dasselbe jetzt und rief eifrig: „Der gnädige Herr wird mir doch nicht die Kundschafft entziehen, mir, die ich das liebe Herrinchen auf die Welt kommen sah und so sehr an de Kinnerche hänge?“ Mein Nummerich sagte stets. . .

„Ja, was willst Du denn, Lieschen?“ unterbrach mein Vater die thronensitzige Stimme, „wir haben heute leider gar keine Zeit für Dich; meine arme Schwester. . .“

„Aber deswegen bin ich ja hier und so sehr gelaufen“, überichre ich das liebe, gute gnädige Fräulein, die freut, sich gewiß noch im Tod, wenn sie von mir gewarnt und angezogen wird. Die feinsten Sterbehenden hab' ich vorrätig, und viel billiger, wie die Frau in Ihrem Quartier. Die Mielch ist die reine Treugeräin und muß nur den Schmerz der Angehörigen aus.“

„Was soll denn das nur alles bedeuten, Lieschen?“ frag meine Mutter.

„Ja, ich bin ja doch seit sieben Jahren Weidenfrau“, entgegnete das Lieschen und lachte wiederum, „und es war noch jeder mit mir zufrieden und man gab mir stets den schönsten Kuchen, außer meinem ausbedungenen Lohn, erster, zweiter oder dritter Klasse!“ Von neuem lachte sie.

Es überles uns alle wie ein Frosteln, beim Gedanken, daß wir armen Kinder von diesem Weib seit Jahren mit Weidenkuchen gelästert worden waren.

Dann sagte mein Vater rasch entschlossen: „So komm.“ Und er ging mit dem Lieschen in die Wohnung der guten Tante Lene.

Andern Tags sah ich diese dann noch einmal, ehe sich der Sargdeckel schloß, in ihrem schönern Staat. Lieschen

Nummerichs gelübte Hand hatte ihre Sache gut gemacht. Sie war auch mit dem Geschäft zufrieden und bekam auch von meiner Mutter den schönsten Kuchen zum Flannert, wie man hier zu Lande, was ich jetzt erst erfähr, das Weidenmahl, wohl von Weinen — Flannert — bekennt. Und meine Mutter stellte keine allzu strengen Anforderungen an sie in bezug auf die Knöpfe an Tante Lenes Sterbekleidung. Sie war darin methodisch leistungsfähig, meine Mutter.

Mein Vater erzählte dann, daß Lieschen an dem offenen Grabe der guten Tante gestanden und dort geweiht und geschluchzt habe, sowie die Felle aber zu Ende, mit eiligen Schritten sich einem andern Weidenzug angeschlossen, der gerade durch die Kirchhofstür kam. Sie bildete sich wohl allgemach zum Klagenweib aus, das gute Lieschen. Talent hierzu hatte sie stets beiseite.

Aber sie mußte doch wohl begriffen haben, daß die endliche Bekennung ihres menschenfeindlichen Gewerbes sie vom harmlosen Weiden mit uns Kindern scheid. Mit heimlichem Grauen dachten wir daran, daß sie uns wieder besuchen, meine kleine Schwester hätte sie selbst war diesen Bärtlichkeiten seit einiger Zeit entwichen), aber gar uns aus neue von ihren furchtbaren Thronensitzen überreichen. Jede Nacht träumte ich nun, daß ich gelobten sei, und Lieschen Nummerich, „unser Lieschen“, freudig herangekauft käme, mich zu wälzen, anzuflehen und mir die Hände zu falten. Wenn ich dann aufwachte, schüttelte mich's wie ein Fieberfrost.

Im Frühling gingen wir, am Geburtstag Tante Lenes, frische Kränze auf ihr Grab zu bringen. Es war gezer Abend. Die Synchronen dufeten und die Nachtigallen schlügen. Unverständene Schnuchtsgefäße zogen mir in die Seele. Wie herrlich kann die Welt sein! warum aber vergehen Schönheit und Leben, warum ist der furchtbare Tod? Und da, wie die Verführung seiner Schreden, kam auch schon Lieschen Nummerich mit ihrem langen Kreppschleier, von einer sich eben auslösenden Trauerbesammlung, freudig auf uns zugewandt.

„Wie schön ist's, daß ich euch hier treffe!“ sagte sie vergnügt. „Ihr wartet gewiß bei der guten Tante Lene. Nun müßt ihr aber mit mir kommen, daß ich euch auch einmal Nummerichs Grab zeigen kann.“ Dann holte sie unter ihrem Paletot zwei dunkelrote Rosen hervor. „Die hab' ich mir eben vom Grab des Maurermeisters Fröhlich mitgebracht.“ sagte sie, „den hab' ich auch eingekleidet und zwar erster Klasse, wie die Tante Lene.“

Die Rosen sind des Nummerich Kirchenkuchen, dachte ich unwillkürlich. Und dann gingen wir, innerlich widerstrebend, mit ihr zum Grabe des Gefängniswärters. Es war ganz blint auf dem Armentreibeise und der Weg war weit. Auf dem Rückwege fing es bereits an zu dämmern und wir beschleunigten unsern Schritt.

„So lenne mich hier aus“, meinte Lieschen, „wir wollen den Abfirtzungsweg über's Grab nehmen.“

Eilig schritten wir nun dem Ausgang zu. Lauter, sehnlichster ichung die Nachtigall ihr Lied von Leben und Liebe, mitten im Reich des Todes. Plötzlich stieß Lieschen ein marterstatterndes Lachen aus, dann war sie verschwunden.

„Lieschen, wo bist du?“ schrien wir angstvoll. Da ragte auch schon ihr Kopf mit dem Trauerkleid aus einer dreiten, offenen Grube neben uns. Die Mäusaugen spähten wie ir aus dem Dunkel. „Ich bin gefallen, Kinnerche, in das Loch hier gefahrt, das ich nicht bemerk. Aber jo helfst mir doch heraus! Regt wech' ich gewiß alt; das ist ein gutes Zeichen.“

Mit eisalten, zitternden Händen halfen wir ihr aus dem frischen Grab. Wieder auf der Oberwelt angelangt, schüttelte sie die naße Erde von ihren Röcken. — Doch heute überfällt mich ein Grausen beim Geduch umgegrabener Erde. Ein Gedicht, das ich irgendwo einmal gelesen, kam mir in den Sinn:

„Das Grab, das wartet.“

Lieschen war aufgeregt lustig und schwahte in einem hin. An der Kirchhofstür trennten wir uns. Bald darauf kam ich in Pension.

Im nächsten Frühjahrg schickte mir meine Mutter einen Ausschnitt aus dem Wochenblättern:

„Gestorben am fünfzehnten Mai: Anna Elisabeth Nummerich, geborne Lene, Gefängniswärterswitwe, Weidenfrau im vierten Distrikt. Alter neununddreißig Jahre.“

Es war genau der Jahrestag von Lieschens Sturz.

„Das Grab, das wartet.“

„Ich aber, ich drang hinaus ins Leben, was kümmersten mich die Käthel des Todes?“

Das Grab, das wartet!

## Etwas vom Fischen.

Von Adolph Schulze.

[Schwanz verboten.] Eigenlich sollte der vorstehende Titel heißen: „Etwas von der Hochseifischerel“, aber ich habe mich noch im letzten Augenblick besonnen. Ich sagte mir nämlich, wenn der Leser das Wort „Hochseifischerel“ liest, so denkt er,



Ich will ihm etwas von der volkwirtschaftlichen Bedeutung des Fischfanges auf dem Meere oder von den Streitigkeiten bezüglich der holländischen oder englischen Fänge erzählen, von denen man in letzter Zeit gerade genug gehört hat. Die Folge davon würde natürlich sein, daß der Leser es möchte, wie jener brave Schulmeister, der einfach sagte: „Ueberhaupt diesen Fischen“, wenn beim Fische-Unterfangen irgend ein „nützliches“ Wort seinen und dem Schicksal seiner Schüler hüllte. Solchen „Ueberhauptungen“ geht ein Schriftsteller natürlich gern aus dem Wege; denn wenn man einmal etwas schreibt, möchte man doch auch gelesen werden. — Ich beziehe mich daher zu erklären, daß ich zwar von der Fischelei auf hoher See etwas erzählen möchte, aber nur von jener angenehmen Art von Fischefängen und Vogelstellen verdirbt gar manchen Junggelesen. Naturforscher und Philologen habenden Menschen für das größte Raubthier erklärt. Der Saß ist eigentlich nur ein Beweis, daß auch Leute ihren können; aber wenn irgend etwas mich zu dem Glauben an diesen Saß bewegen könnte, so wäre es die dem Menschen seit Anbeginn der Welt eigenhämliche Lust zu Jagd und Fischelei, die nicht des Zweckes, sondern lediglich des Vergnügens wegen ausgeübt wird. Aber eben weil der Mensch die des Vergnügens wegen übt, ist er kein Raubthier. Der Fisch des Meeres lockt ihn, Löwen und Tiger zu besiegen, was allerdings nicht allzuoft vorkommt, fleißig vernünftig, als auf dem Lande; einmal, weil das Schiff fast immer in Bewegung ist und dann auch, weil man sich die Stellen zum Fischen nicht aussuchen kann, sondern warten muß, bis sie kommen, d. h. bis sich zufällig Fische in der Nähe des Schiffes zeigen. Ich habe vor Jahren einmal eine in Bezug auf den Gelegenheits-Fischefang ungemein ergiebige Reise über den Atlantischen Ocean gemacht, und wenn es dem Leser recht ist, so werde ich versuchen, ihm hier in Kürze zu schildern, was wir auf dieser Reise alles gesehen haben.

Am ersten September 18... gingen wir von einem englischen Hafen nach Newport in See. Das Bremer Dampfschiff, auf dem ich als „Kajütensänger“ das Vergnügen hatte, meine erste Reise zu machen, war natürlich ein Segelschiff; denn auf den Dampfschiffen hört alle Beschie und selbstverständlich auch das Fischen auf. Die „Betty“, Kapitän N... war ein alter, mächtiger Kasten von 1500 Tonnen, der infolge seiner Ueberladung nur schwer gegen Wind und Wetter aufkam. Zum Unglück hatten wir auch noch mit widrigen Winden zu kämpfen, die uns unverhältnismäßig lange im Kanal aufhielten, und als wir denselben eben passiert hatten, wurden wir von einem so gewaltigen Orkan heimgelacht, daß das Schiff led wurde und der Kapitän sich gezwungen sah, seinen Kurs möglichst weit südlich zu nehmen, um den heftigen Herbstwinden auszuweichen, die in den nördlicheren Breiten von jene Zeit zu wehen pflegen. Leider wollte der Sturm nicht vorüber rufen, ohne seine Opfer zu haben. Zwei allerliebteste Ferkel, deren zartes Fleisch bereits als Sonntagbraten die Tafel der Kajüte zieren sollte, fielen dem todbenend Unholth als Tribut zu. Wir hatten nicht daran gedacht, sie festzubinden und so waren sie in dem höllischen Tobenabwahn der Sturmnacht so lange hilflos von einer Seite ihres Stalles zur andern geflogen, bis alle Rippen in ihrem Leibe und damit auch ihre Augen gebrochen waren.

„Die armen künftigen Wörmers!“ sagte der brave Kapitän mit einem schmerzlichen Blick auf die ungeschuldbigen, im Tode noch ledernen Bierfüßler, „war hatt'n die dörr'n schönen Braten geben!“ — „In lalet jem man über Bord; dat helpt nu nich!“ — Der zerknirschende Leser wird den Schmerz zu würdigen wissen, mit dem ich mich anschleite, den traurigen Befehl zu vollziehen. Tiefgebeugt nahm ich zuerst „Hans“, den Kestehen des hoffnungsvollen Schwimmpaars, bei den Ohren und trat mit ihm an die Regeling, um ihn den seuchenden Grabe zu übergeben. Dabei kam mir aber doch unwillkürlich der Gedanke, was die immer noch hochgehenden Wellen wohl mit der armen Ferkelkege anfangen würden, und neugierig folgten ihr daher meine Augen, als sie in launtem Bogen ins Wasser flog. Aber in demselben Augenblick lag ich auch aus der Tiefe einen dunklen Körper auftauchen. Wie ein Hund, der auf einen vom Tische seines Herrn fallenden Bißten lauert, schien unten ein mächtiger Hai gewartet zu haben, um seine Beute in Empfang zu nehmen. Kaum hatte das Ferkel die Oberfläche des Wassers erreicht, so sah ich, wie das Unthier sich auf die Seite legte, eine Schnapen des gewaltigen Wagens, dann ein kräftiger Hieb mit dem Schwanz, das Wasser wirtelte zu Millionen Schaumperlen zerfliegen, wild durcheinander — und Fisch und Ferkel lag man niemals wieder.

Ich will ehrlich sein und zugeben, daß mein erster Gedanke war: „Gott sei Dank, daß er mich nicht getroffen hat.“ als ich das Raubthier verschwinden sah; der zweite aber war: „Wie könnte man den Burschen fangen?“ — Unvergleichlich wandte ich mich an meinen Freund, den zweiten Steuermann, von dem ich wußte, daß er ein lei-

denhaftlicher Fische war. — Beinahe hätte er mich bei den Ohren genommen, als er hörte, welche eblen Fang und ich nun durch meine Dorelligkeit entgangen war, nur die schnellste Berufung auf den ausbrüchlichen Befehl des Kapitans konnte mich rett'n. Sofort wurden nun die nötigen Vorrichtungen getroffen. Die Halangel, ein einfacher, etwa 8 Zoll langer, dunnstarker, eiserner Haken war bald zur Stelle, die Angelstange bildete eine fünfzehn Millimeter starke, solide Hanfleine, die zur Schärfe an ihrem Ende noch in einer handlichen eisernen Kette verleben war. Nachdem das zweite Schweinchen in seiner vollen Größe an der Angel befestigt war, wurde eifrig Auszug nach einem zweiten Hai gehalten, der etwa zu dem letzten Braten Appetit haben könnte. Allzulange lag ein solcher auch nicht auf sich warten. Das Fischen an sich selbst macht jedoch bei dem Hai wenig Spaß. Das Thier ist so gefräßig, daß weder Vorrath noch Lust beim Auswerfen des Häders erforderlich ist. Interessant und aufregend aber ist die Arbeit des Aufhissens. Derartige große Fische können nämlich nicht etwa wie ein Hecht oder Barsch an der Angel hochgezogen werden — sie würden dieselbe einfach gerade biegen und dann entweichen. — Inobdem es muß ein zu einer Schlange geformtes zweites Tau über ihren Körper geschleift und an der Schwanzwurzel zugezogen werden; dann erst kann man sie an Deck hieven. Diese Art der Fesselung ist auch schon der Sicherheit wegen notwendig. Der Schwanz des halbfischen ist eine furchtbare Waffe; wo ein Schlag von ihm hintersiff, würde sobald kein Glas wieder wachsen.

Nachdem unser Vließ sich, wie wir es nicht anders erwarteten, blindwütig festgeheißt hatte, wurde er zunächst soweit herangeholt, daß der Kopf mit den feinen, stieligen Augen halbwegs über das Wasser hinausragte, dann wurde die Fische bereit gebaltene Schlange über ihn hinweg praktiziert. Daß er dabei nicht allzu geduldig still hielt, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, aber schließlich hatten wir ihn doch fest, und nun wurde er mit jubelnden „Aho!“ an Bord gehißt. Aber welche eine Verwundung richtete das gefesselte Ungeheuer trotz der sechs kräftigen Männer, die ihn hielten, noch an Deck an! Er wachern wir ihn an das Gangpflü geschleift und der Schwanz dort mit starken Tauen befestigt hatten, ergab er sich allmählich in sein Schicksal. Aber auch dann noch gewährte er einen furchtbaren Anblick in seinen ohnmächtigen Zuckungen. Die brutale, urgewaltige Kraft wirkte immer wie eine Art poetischen Schauer auf das Gemüth; nie aber habe ich den Eindruck derselben tiefer empfunden, als hier, von dem feinem Elemente entrisse- nen, im Todeskampfe zuckenden Herrscher der Meere. Ich kann nicht leugnen, daß sich sogar ein leichtes, wehmüthiges Bedauern in meine Seele schlich, ähnlich demjenigen, welches ich später beim Anblick von Wolfs- „sterbenber Löwin“ im Berliner Thiergarten empfunden habe.

Nebst dem sollte es der Szene zum Schluß auch nicht an einem tragi komischen Nachspiel fehlen. Wir hatten einen großen, kräftigen Neuseeländer an Bord, der der spezielle Beschäftigte des Schiffszimmermanns war. Als wir glaubten, daß das Leben des gewaltigen, über zwei Meter langen Fisches erloschen war, wurden die fesselnden Stricke gelöst. Der Hund, welcher sich so lange in achtungsvoller Entfernung gehalten hatte, glaubte jetzt auch näher kommen zu dürfen und schnupperte neugierig an dem Schwanz des Fisches herum. Das Ungeheuer schien aber das Kitzeln selbst im Tode nicht vertragen zu können, denn es fuhr plötzlich noch einmal empor, und ehe er sich's verlor, betam der arme „Nad“ einen so gewaltigen Kopfschlag, daß er, sich mehrfach überschlagend, mit einem dumpfen Krach gegen die Verriegelung flog. So leb uns das Schicksal des braven Hundes that, so konnten wir uns doch des Nachens nicht erwehren, als er mit eingezogenem Schwanz und einem ungläublich lautlichen, schmerzhaft-verwunderten Sellenblick nach dem Grobian, der so wenig Spaß verstand, winkend von bannen hinkte. Nur der Zimmermann wollte seinen Viebling nicht ungerächt lassen. In heller Wuth griff er nach einer Art und schlug dem Hai mit gewaltigem Hiebe den Schädel ein. Der Anblick war furchtbar. Während Blut und Hirn rings umherspritzte, stieg das gewaltige Thier im letzten Todeskampfe fast senkrecht in die Höhe, um dann mit dumpfem Schlage niederzuzuliegen. Jetzt erst war wirklich der letzte Rest von Leben aus ihm entflohen. —

Wedeutend interessanter und dabei auch noch ungleich lobnender ist der Fang des Schweinfisches oder Timmiers (Dolphinus tursio); denn sein Fleisch giebt einen höchst ledernen Braten. Schon die Bewegungen des eigenartigen Thieres gehören zu den Anmutigsten, was man sich denken kann. Der Schweinfisch ist, wie alle Delphine, walzenförmig gebaut; er richtet sich aber von anderen Fischen in mehrerer Hinsicht. In erster Linie fällt er durch die seltsame Form seines Mantels auf. Dasselbe läuft nämlich in eine zehn bis zwölf Zoll lange Spitze aus, die genau der Form eines Entenknabens entspricht, aber mit flattlichen Reihen von scharfen, spitzen, etwa einen Centimeter langen Zähnen besetzt ist. Infolge dieser Bauart wird dem mit auferordentlich starken und muskulösen Stoffen versehenen Fische das Durchschneiden des Wassers bedeutend erleichtert; er gehört daher zu den schnellsten Thieren der Meere. Die Schwanzflosse steht bei dem Schweinfisch nicht senkrecht, wie bei anderen Fischen, sondern wagrecht. Sie ist herzförmig gebildet, sieht sich an, wie fester, elastischer Gummi und ist schwarz und glatt wie Ebenholz. Da der Fisch sich nicht leitwärts, sondern auf- und abwärts bewegt, so kommt es, daß er bei jeder Abwärtsbewegung des Schwanzes aus dem Wasser emporsteht, dann in anmutigen Bogen wieder in das feuchte Element hinabsinkt, um in nächsten Augenblicke

von neuem über die Oberfläche zu erschönen. Nicht man nun noch in Betracht, daß das Meerwasser schon an sich die Eigenschaften hat, selbst die farblosen Gegenstände in diesem Glanze erstrahlen zu lassen, so kann man sich vorstellen, welche ein reizvolles Bild eine Schaar dieser schlanken, wundervoll gebauten Fische gemäßen muß, wenn sie in tausendfachen Wendungen pfeilschnell vor dem Schiffe auf- und abschießen. Leider pflegen sie sich selten lange in der Nähe der Schiffe aufzuhalten, weil sie ihres schmachhaften Fleisches wegen eifrig jagt werden und infolgedessen sehr selten sind. —

Einige Tage, nachdem wir den Hai den Garau gemacht hatten, wurden wir durch den Ruf „Schweinfische in Sicht“ alarmirt. So ganz Janmaat sich sonst in seiner Kaje streckt, dieser Ruf ist eine Zaubervirkung auf ihn aus. Bedeutet er doch für acht Tage Aussicht auf frisches Fleisch, ein Genuß, den nur der zu schätzen weiß, welcher selbst einmal monatelang von Hartbrot und Pöbelstisch gelebt hat. So waren denn auch wir alle sofort an Deck, und ebenso schnell waren die Schweinfische bereits vor unserm Auge, nachdem ich sie eine halbe Minute vorher noch in einer Entfernung von 200 bis 300 Metern hatte spielen sehen. Das Wetter war stürmlich, aber da der Wind günstig war, so ließen wir mit einer Geschwindigkeit von zwölf Knoten durch das Wasser. Trotzdem aber konnten die Fische mit spielender Leichtigkeit vor dem Buge auf und ab tänzeln die Schaar Gloms in einem Bezirk, die sich durch tolle Sprünge gegenseitig zu überbieten suchten. Der Schweinfisch ist viel zu schlau, um sich mit einem Kletter fangen zu lassen; man kann ihn nur mit der Harpune bekommen. Allem voran, wie immer, hatte sich daher Freund Jesse, unser braver Untersteuermann, sowie die Fische sichtbar geworden waren, mit dem besagten Harpuneninstrumente besaßigt und war auf den Bungsprett hinausklettert. Von hier acht eine Stange nach dem Wasser hinaus, deren untere Spitze durch ein straff gespanntes Tau wieder mit dem Schiffe verbunden ist. In die so gebildete Gabel setzt sich der Harpunier, um dem Fische die Harpune in den Rücken zu stecken. Mit begrifflicher Spannung sahen wir den braven Steuermann an, der bei dem heiligen Stamps des Schiffes natürlich mehr unter wie über dem Wasser war.

(Schluß folgt.)

### Räthselc \*)

#### Räthel.

Ein Bauer tritt kaum vor die Schwelle  
So kauft er's auch schon auf der Stelle.  
Der Käufer läßt sich hochbedrücken,  
Wenn er's nach Farschtritt erlöset.  
Dahselbe kann Gott niemals seh'n?  
Was ist das, was kann dies gehel'n?

Ich, der mit göttlichem Erbarmen  
Gehört der Weisheit tiefe Kammern.  
Ich hat man von den thoren Erben  
Die Letzen um das Haupt gewunden.

Wer nennt mir das Klotter von lethem Stein,  
Din wohnen die schöne Jungfrauenlein;  
Ein elckener Balaban klopf an's Haus;  
Gleich bringen dich, hier oder mehr heraus;  
Sie tanzen um ihn, sie glücken roth,  
Doch tanzen sich Alle zusammen bald todt.

Ich lege sie in mich gedrängt,  
Klein, daß mich Deine Hand umfängt;  
Doch wolle ich einmal ganz mich frecken,  
Ich wirt' mich'nd' laubert Allen denken.  
Wird mir das Müßiglein zu viel,  
So heb' ich an ein Vansenbild;  
Das schadet aber meiner Dide,  
Ich schwinde mehr und mehr dem Bilde.  
Julest' kleist von mir keine Spur,  
Doch ungeschaffen wirt' ich nur;  
Und tragen einm'lich Hände, feine,  
So mach' ich leich' mich auf die Beine.

Kennt Du das Web in schwarzen Kleide,  
So fill und ernt und doch so mild?  
Dem Saure Klüßches Weichende,  
Im Yenne einen b'anden Schild.  
Wo sie erlicht im Schladtschiffide,  
Schwelgt aller bl'at'g' Kamp und Streit;  
Denn vor dem Glanz aus ihrem Salbe,  
Da wird es Feide weit und breit.

Wenn' einen Vogel, ein Fragewort kann,  
Gieb Antwort auf wo? Wer mich sagen kann  
Wie dieses Städtchen in Breuen heißt,  
Sich als ein tüchtiger Ratber erweist.

Die Aufösungen folgen in nächster Sonntags-Nummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns richtige Lösungen einreichen, werden veröffentlicht.

Aufösungen des Räthels aus letzter Sonntags-Nummer:

- Aufösung des 1. Räthels: Role (Rolle, Hagebutte).
- Aufösung des 2. Räthels: Weiden.
- Aufösung des 3. Räthels: Quercus.
- Aufösung des 4. Räthels: Weberschiff.
- Aufösung des 5. Räthels: Ehe.
- Aufösung des 6. Räthels: Ala, Elbe.

Nächste Räthel: 1, 3, 4 und 6: S. Dreyhaupt, 1, 2, 3 und 6: Ernst Schaefer, 1, 2, 3 und 5: Paul Schnabel.

\*) Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fische u. v.

Verlag und Druck von R. R. Fische mann in Halle

Expedition des „Halle'schen Tageblattes“, Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends